

Aus schweizerischer Dichtung : Ott, Alois und Werelsche

Autor(en): **Steffen, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 23

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus schweizerischer Dichtung.



Ott, Alois und Werelsche.*

Von Albert Steffen.



Ein neues Buch und ein neuer Autor, die beide warme Beachtung verdienen. Ein offenbar noch junger, aber sehr begabter Schriftsteller erzählt hier von der Freundschaft und dem Werdegang dreier Menschen: von dem buckligen Maler Ott, den seine Häßlichkeit in qualvolle innere Kämpfe stürzt, der sich aber tapfer durchbeißt und zum Philosophen und Weisen wird; von Alois, der den Beruf zum Dichter in sich fühlt, aber auf Befehl seiner Eltern Medizin studieren muß und der infolge dieses Zwanges fast wahnsinnig wird, bis auch er sich zu jener Höhe emporzuheben vermag, von der man auf alles Vergängliche wie auf ein Gleichnis hinabzusehen beginnt; von dem alles zeretzenden und auflösenden Werelsche, dem Geist, der stets verneint unter den dreien, der auch Alois in diesen gefährlichen Bannkreis zieht, bis ihn Ott wieder daraus befreit. Zu diesen tritt noch als vierte mehr hervorstechende Person die rührende Mädchengestalt der kranken Hanna, die wie ein mildes, verklärendes Licht aus dem Dunkel herausleuchtet und der das große Wort der Sophokleischen Antigone „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“ an der Stirne geschrieben steht. Denn obwohl in diesem Buche echte Jugend lebendig ist und viel von ihrer gesunden Lust erzählt wird, so erfahren wir doch noch viel mehr von ihren Kämpfen, von ihrem verzweifelten Ringen mit dem sich ihren Hoffnungen und Wünschen entgegenstellenden Leben, von den bitteren Erfahrungen, die diese Menschen machen müssen und unter deren Last sie manchmal fast zusammenbrechen, die sie aber doch reifen und klären, so daß sie zuletzt das Dasein mutig auf sich nehmen und dem Schicksal noch Dank wissen, daß es sie so geführt hat.

Künstlerisch wäre an diesem Buche manches auszusetzen. Es ist ein Erstlingswerk und die typischen Mängel, die einem solchen in der Regel anzuhaften pflegen, zeigen sich auch hier in mehr oder weniger ausgesprochenem Maße. So ist vieles darin noch unklar und verworren, noch

* Verlag von S. Fischer, Berlin.

nicht zur vollen Anschaulichkeit durchgedrungen. Dann fehlt eine geschlossene einheitlich fortlaufende Handlung. Situationen, Gedanken und Empfindungen sind kaleidoskopartig aneinandergereiht, Wichtiges und Nebensächliches nicht immer genügend auseinandergehalten. Es fehlt dem Verfasser noch an der weisen Beschränkung, an dem Gefühl für die Auscheidung dessen, was für das Kunstwerk als Ganzes nicht in Betracht kommt, an dem Sinn für die Zusammenfassung und Konzentrierung des Stoffes.

Aber trotz allen diesen Einwänden, ein Dichter hat dieses Buch geschrieben so jung er auch noch sein mag, ein Dichter, dem es nicht um billig am Weg zu erhaschenden Erfolg zu tun war, sondern der sich mit heißem Bemühen in die Probleme, die er sich gestellt hatte, vertiefte. Hier ist wieder einmal einer, der sich nicht mit fremden Flickern und Lappen behängt, um etwas zu scheinen, was er nicht ist, sondern der aus sich selber schöpft und ehrlich die Reflexe wiedergibt, die das Leben auf dem Spiegel seiner Seele hervorruft, dessen weiterem Entwicklungsgang wir daher mit der frohen Hoffnung entgegensehen dürfen, daß er einer von denen werden wird, die uns wirklich etwas zu sagen haben und der es weiter bringt, als zu einem billigen und gemachten Lokalrühmchen. Spricht doch eine in unsern Tagen seltene Ursprünglichkeit und eine starke Fähigkeit, Personen und Zustände echt dichterisch, d. h. von innen heraus zu erfassen und darzustellen aus fast jeder Seite dieses Buches. Die folgenden Proben, die ohne weiteres verständlich sind, mögen das beweisen. Jedenfalls verdient der Verfasser die Beachtung der Literaturkenner und Gebildeten weit eher als die meisten der nervösen und zum Teil stark defakadenten lyrischen Jünglinge, die in den letzten Jahren auch bei uns Mode geworden sind, und von denen ich bis heute noch kaum eine Zeile gesehen habe, die aus wirklich eigenem und ursprünglichem Empfinden heraus gekommen wäre, die nicht den Stempel des Epigontums, des Eklektizismus, der Gevatterschaft mit allen möglichen lebenden und toten Dichtern an der Stirne getragen hätte. Dafür verstehen sich dann diese Leute um so besser auf die Reklame, so daß man fast alle Tage in den Zeitungen die Ohren vollgelobt bekommt, wenn sie irgendwo im Inland oder Ausland die Erzeugnisse ihrer überhitzten und schwülstigen Einbildungskraft den Gründlingen im Parterre in die Ohren donnerten.

F. D. Sch.

* * *

Der Maler konnte bald keinen schönen Menschen mehr sehen, ohne ihm nachzugehen, bis er seine Wohnung fand. Er schrieb sie auf. So erhielt er allmählich eine Tabelle, der er ein Vorwort gab.

Das Vorwort.

Es handelt sich darum, in jedem Stadtteil ein schönes Gesicht zu wissen, in der göttlichen Sicherheit zu leben, zu jeder Stunde, da man aus dem Hause tritt, von einem Wunder der Güte, der Anmut, der Lieblichkeit entzückt zu werden, also jederzeit eines Trostes gewiß zu sein.

Ich will schier verzweifeln, nichts gelingt mir mehr, ich möchte schreien — da blicke ich auf die Uhr: Geh' auf die Straße, in fünf Minuten siehst du den und den Liebling und sein wunderstrahlendes Auge sagt dir, daß es herrlich ist auf der Erde. Es wird gar keine Verzweiflung mehr geben: man eilt einfach hinunter, wartet an der Straßenecke, dann kommt der Trost. Doch göttlich!

Nur die schönsten Gesichter werden hier aufgezählt. Aber ich will auch alle der Stadt kennen. Ich mustere ein Antlitz. Das kleinste Fehlerchen, der Blick, der nach irgendwem schießt, nimmt mir die Mühe. Wie sieht mich eine Frau an? Damit richtet sie sich. Zieht sie die Brauen hoch? Lächelt sie verächtlich, entrüstet, dumm? Alles sind Zeichen. Ich habe nur ein einziges Interesse: mein Blick ist nie etwas anderes als Lob, Anbetung der Schönheit. Wie lächerlich, wenn jemand deshalb die Stirne runzelt oder den Mund verzieht. Doch, wenn mich ein reizendes Lächeln besticht, was tut's! Bestochen werden ist auch ein Erlebnis, das Seligkeit bringt.

Es werden besonders Namen von Kindern aufgeschrieben werden. Sie haben ja ihre immer gleichen Spielplätze. Wer klug ist, sucht sie auf. Wie beseligend ist es schon, nach neuen Worten für ein hübsches Gesicht zu sinnen. Ich stehe an der Ulme und denke: Wie muß ich den Knaben dort nennen? Pajafchen oder Lachhans? Alle die Worte: verwirrt, stolz, verächtlich, zutraulich, entzückt, gewinnen wieder Bedeutung, Glanz, Leben. Stundenlang kann man dastehen und nachsinnen. Man will sie ja das ganze Leben hindurch vor sich sehen. Und doch, man muß auf dunkelbraune, sammetene Pensées zeigen, damit jeder weiß, wie ihre Augen waren, und eine Elfengeschichte ersinnen, damit jeder die zarten Glieder ahnt. Und erst die Wunder des Lachens und der Bewegungen. Bei jedem Kinde sind sie anders und das ist gerade das Herzige.

Man spaßt mit einem Knaben. Später geht man bei einem Schulhaus vorbei. Es ist eben Pause. — Nun grüßen dich alle lachend und du trägst das Klingen in dir fort, denkst ihm nach: Was ist es doch für ein Lachen? Endlich kommt es dir: Es setzt sich über alles weg. Es kümmert sich um nichts auf der Welt, und ohne daß man es weiß, trägt man es selbst im Gesicht. Auf einmal hat man die gleichen Augen, die einen anstrahlten.

Lieblisch, seltsam, weise sind sie.

Ist ein Junge allein, so sieht er die Menschen mit träumerischen großen Augen staunend an. Ist er zu dritt, so lacht er sie aus.

Ich gehe hinter zwei zehnjährigen Kadetten her. Sie haben die Gewehre lose über den Rücken gehängt, um einander die Hände geben zu können, und so schlendern sie dahin, ohne ein Wort zu sagen. Nur zuweilen schreit einer auf: „Au, das hat weh getan.“ Sie messen sich nämlich Handschuhe an, damit jeder dem andern mit seiner Kraft imponiere.

O, was wartet jetzt draußen auf mich? Auf der Straße sehe ich alle, die ich gern habe. Auf einer Bank träume ich davon und dichte. Die Nacht sinkt auf das Kastanienlaub hernieder, und die Schatten glücklicher Menschen wandeln vorüber, und ich selbst bin ein göttlicher Mensch.

Auf den Plätzen aber, die hell vom Laternenschein sind, stolzieren die Mädchen auf Stelzen und die Jungen fahren Velo und blicken geduckt zurück, ob man ihre Kunststückchen bewundere, oder alle legen Stelzen und Velos in das hohe Gras und balgen sich auf der kleinen Matte herum.

Herrgott, ich kann nicht mehr da bleiben und stillstehen. Ich muß hinaus.

* * *

Der Maler fand, heimgekehrt, zwei Briefe vor: den Hannas und die Einladung einer Kunstkommission, ein Gemälde zu einer Ausstellung zu schicken. Er wählte jenes, das Hanna als liebliche Madonna in einer Laube zeigt. Sie hält das Jesuskindchen nach vorn, so daß es ganz im Sonnenlicht steht und die weißblonden Haare wunderbar glänzen, während sie selbst im Schatten des großblättrigen Gerankes bleibt. Ringsum aber springen alle die Kinder herbei: übermütige und schüchterne, tanzende und toll jagende und strecken dem Christuschen Blumen dar, die sie aus der blühenden Laube brechen. Da hat nun das Kindchen ganz ernste, große Augen bekommen.

Er ging zu Hanna und sie erkannte ihn gleich von den Spielplätzen her. Da verlor sie alle Scheu. So mochten die ersten Worte lauten:

„Ich bin in großer Sorge um Alois und möchte, daß Sie mir raten und helfen. Er soll einmal meinen Bruder weiter erziehen, denn ich habe nicht mehr lange zu leben.“

Und diesem tapfern Weib, das mit so schlichter Stimme sagen konnte: Ich habe nicht mehr lange zu leben, das die ruhig leuchtenden Augen dabei nicht senkte, widersprach Ott nicht, ja, er vergaß ganz auf eine Trostlüge zu sinnen. Er trat ans Fenster und bezwang seinen

Schmerz, und als er sich ihr zukehrte, sprach er gleich ruhig und gleich einfach. So hatten ihn ihre Worte gemacht. Und immer drängte ihr Lächeln seine Tränen, die hervorstürzen wollten, zurück.

Sie hatte ihn zu sich hinauf gezogen und beide standen nun über dem Leben. Sie waren so edel, daß, was sie auch sagten, sie nie befangen wurden. Sie brauchten keinen Gedanken zurückzuhalten und kannten die Furcht nicht, daß der andre etwas mißverstände. Sie gaben einander nicht lange Erklärungen. Aus einem einzigen Blick ahnten sie die Kämpfe und Leiden, die ihm Ausdruck und Glanz verliehen. Der Maler wußte, dies war die zitternd exträumte Stunde, da sein ganzes Wesen erkannt und geliebt wurde, die tiefste, göttlichste Stunde.

Und diese zwei Menschen, die erlebten, was selten geschieht und fast ein Wunder ist, hatten sich ganz vergessen und redeten in sachlicher Art von Alois.

Sie kamen überein, daß Hanna die Eltern bestimmte, den Studienwechsel zuzugeben, und daß der Maler den Jungen wieder zu sich heranzöge und die Freundschaft in unbefangener Weise fortführte.

„Und ich will ihn ein wenig lieber haben,“ sagte Hanna. Sie hatte es wohl gemerkt, Alois erwachte zum Leben.

Sie trennten sich fröhlich und in Gewißheit.

Schneeweiß und rein wie Gottes Leib war die Erde.

Des Malers Tag war noch nicht zu Ende. Er saß am Fenster und dachte nichts als: Was ist mir widerfahren? Was ist mir Herrliches widerfahren?

Da sah er zwei Knaben. Sie halfen einem Greischen ein Karrchen den Rain hinaufschieben und sprangen dann davon und machten dem verwundert Frohen die lange Nase und Schneckenhörner, lachten, bis ihnen der Bauch weh tat und sie sich fast hinlegen mußten. Aus Überfluß an Stärke und Jubel. Was sollten sie auch anders tun?

„O, ich muß heute in einem fort die größte Weisheit lernen: Trägst du ein altes Männlein den Rain hinauf, so hebt dich Gott selbst auf seine eigenen Schultern und eilt mit dir einen zehnmal steileren hinan, du merkst es kaum. Du springst ab und spürst noch lange deine seligen Füße nicht, mußt darum tanzen und Luftsprünge machen und weißt dir gar nicht zu helfen. Alles drängt sich inniger zu dir: der Himmel, die Luft, der Schneestaub, der sonst doch eisig sticht. — Gibst du einen Ruß, so schenkt Gott dir in überströmender Liebe gleich zehn hintereinander.“

Er blickte wieder zum Fenster hinaus und sah, wie ein Mann einem Bettler ein großes Geldstück schenkte, dieser aber hob drohend die Fäuste.

„Da sieht man, schief gerät meistens die edle Tat. Sie ist eine Ehrensache, nichts Alltägliches, nicht jeder darf sie tun. Nur wer Stunde für Stunde, Jahr für Jahr gleich edel lebt, sich nie entweicht, bleibt ohne Schaden dabei, ohne Schwielen an der eigenen Hand.

Tausend Samen sind nötig, damit ein einziger Keim aufgeht. So ist es überall. Ein edles Gefühl erzeugt noch lange keine edle Tat. Ein Regen muß niederquellen, damit ein einziger Tropfen auf die Blume fällt. Das Gefühl ist ein Stäubchen Wasser, die Tat ein donnernder Fall von Milliarden-Güssen, und die nutzlos versichernden wollen nie Dank. Man muß edler, größer, liebevoller sein als nötig, und um dies sein zu können, darf man gar nicht mehr wissen, was die Menschen für Dankesworte, Religionen, Morallehren haben.

Liebt man ein Weib, so weiß man nicht mehr wo die Erde liegt, ob man schwebt oder im All vergeht. Man hat das Gottesgefühl der Verschwendung, man lebt millionenfach, man ist nicht mehr ein Ich, man ist eine Weltidee, der Wille einer erzeugten Völkerschaft. So ist es mit der edlen Tat, nicht ein Mensch gibt einem Bettler, sondern eine Welt der Liebe und Güte umfängt die Welt der Bettelleute und nimmt sie auf, wie das Meer, das silberglänzende, einen braunen erdigen Bach. Der Dank eines Volks, nicht eines armen Drehorgelspielers, fällt auf den Schenkenden zurück. Horch, horch, die Melodie, es singt eine ganze Welt. Nie hört man es sonst, als wenn man einem Musikanten gibt. Ein Narr, der's nicht lernen will. So selig ist das Tönemeer, daß man davonläuft im seltsamen Glück, daß Tränenbäche stürzen, daß man bebend sich verbirgt, oder, ist man ein Knabe, lacht und die lange Nase macht.“

Da sagte sich der Maler:

„Ich werde noch lange, lange arbeiten müssen. Ich bin nicht edel. Ich glaubte es zu sein. Da kam es wie immer, ich sah, daß ich eng und niedrig dachte. Wann wird dies enden?“

Und es wandelte ihn Mutlosigkeit und Scham an.

Er ging aus und begegnete Aimé, dem kleinen Freund, der sein dünnes, blau gestreiftes Waschkleid trug und fror. Er war ganz gekrümmt, hatte ein geschwollenes Gesicht und gehörte nicht mehr in die Tabelle der Schönen.

Der Maler zahlte sein Geld. Die Zimmermiete für drei Monate war bezahlt und es blieben ihm bis zum Frühling zwei Franken zum Tagesverbrauch. Er teilte sich ein: Mittagessen sechzig Rappen, als Abendessen etwas Milch und Brot, fünfunddreißig Rappen. So ersparte er einen Franken und konnte Aimé wohl ein Winterkleidchen kaufen. Er sah sich die Kinderanzüge, durch manche Straßen laufend, prüfend an; vor einem jüdischen Geschäft stand er still. Diese Stoffe schienen ihm

gut, der Preis billig, der Schnitt gefällig. Er trat ein und war angenehm erstaunt, auffallend lebenswürdig bedient zu werden von nett gekleideten, hübschen Mädchen mit fast vornehmer Benehmen und Lächeln. Gleich versprach er sich, noch öfters hin zu gehen, doch als er nachdachte, sah es so aus:

„Es wäre gleich wie damals, als ich nur schöne reiche Kinder beschenkte. Wie lächerlich ist es doch. Ich muß mit andern Augen sehen lernen.“

Viel mehr gab es zu lesen in den schwerfälligen, sorgenvollen und häßlichen Gesichtern der kleinen Krämer, als in den gefälligen freundlichen jener Mädchen, die sich alle glichen. Der Maler fühlte, zu wem er gehörte und hielt sich danach. Dies war der Anlaß über seine Kinderliebe und Schönheitstabelle länger nachzudenken. Es ging ihm wieder einmal eine neue Welt auf.

„Was bin ich für ein Mensch, der Schokolade verschenkte und wehmütig über eine arme Knabenschar zu einem elegant gekleideten Jungen blickte, ich, der Philosoph des Kuchenglücks.“

Er ging ins Volkshaus.

Die Kinder lasen gierig die Namen der Speisen auf den schwarzen Schiefertafeln. Sie sprangen oft, kaum niedergesessen, von ihren Plätzen auf und eilten dahin, wo ein größeres Stück Brot auf dem Teller lag. Sie freuten sich heftig und laut, wenn sie einen neu vernickelten Löffel bekamen. Der Maler sah durch das Fenster Hübsche und Reichgekleidete auf der Straße spazieren. Früher hätte er ihretwegen die Armen alle vergessen, er hätte immer selig hinausgeschaut und alle herzlich genannt, ob sie nun eine Kacke marterten, gegen die Mutter grob waren, oder zu jenen Mädchen gehörten, die so früh auf ihre schönen Haare eitel sind. Er hätte alle jene kleinen Züge, die sich an ihren Eltern als Laster und Auswüchse zeigten, lieblich gefunden. Jetzt ärgerten sie ihn, und über manchen hübschen Knaben wurde er zornig.

Stolzierte aber ein armes Kind daher, aufgepußt und mit zierlich gehobenem grobem Rock, so daß zerrissene Schuhe zum Vorschein kamen, dann sah er nur ein rührendes Sehnen, ein unbeholfenes und hilfloses Verlangen nach Schönheit und Glück. Und das Lächeln, das ihm zuflog, brachte ihm Tränen in die Augen. Es war noch ein Restchen Güte und Liebe, das ihn anstrahlte. Bei reichen Kindern wäre es ihm als Alflugheit und Verderbtheit erschienen, und er hätte sicher den wickelnden Vater oder die eitle Mutter, von denen sie es gelernt, in Gedanken gesehen und ganz vergessen, daß sie unbewußt und kindlich nachahmten und gleichwohl rein waren im Herzen.

Er sah zerarbeitete Kinderhändchen und hätte sie mit Küssen schön und weich machen wollen. Er sah eine magere, kleine Schulter, die aus

dem Hemd guckte und viele hungrige Mündchen und hätte am liebsten seine Habe in ein Bündel gepackt und wäre fortgezogen, davon in aller Welt zu erzählen, wie ein großer, greiser Sänger sein Herzeleid erzählt. Nur dies, nur dies:

„Ich habe ein armes Kinderhändchen gesehen. O, ihr Menschen, o, ihr schönen Frauen, o, ihr Könige, es war schmutzig und hart und doch so schlank und unschuldig wie ein junges Buchenblatt, das man zu Boden warf, wie ein Maßliebchen, wie ein Vögelein, das man schlug. Ich hab' es Tag für Tag eine Stunde in meiner Hand gehabt und beschaut und geküßt und darüber geweint. Schmal und lang waren die Fingerchen und rissig und fleckig. Die Nägelein waren zerrissen und schwarz, o, laß mich zum Kaiser, es zu sagen. Er weiß es ja nicht, er hat es nie gesehen. Nächte hab' ich darüber nachgedenkt, Bücher geschrieben, alles mein Unglück wurde zu nichts davor. Auch eures ist nichts. Ein hartes, armes, wundes Kinderhändchen. O, laßt mich zum Kaiser, dann will ich weiter ziehen durch alle Länder, bis ich tot zusammensinke.“

Er fragte nach Regina, jenem Mädchen vom Land. Sie war verschwunden, niemand wußte wohin.

„Auch hier wird ein Unglück verborgen sein. War ich blind und träge? Die Menschen leiden. Ich will eine Tabelle der Unglücklichen und Kranken aufstellen. Ich will alle Wohnungen von Krüppeln und Lahmen wissen. Aus ihren Schmerzensmienen erkennen, wie sie ihr Unglück bezwangen: Dieser ist bitter, dieser lächelt, dieser bemitleidet die Gesunden und Reichen. Und alle sollen mich den Trost finden lernen, der zugleich edel und stolz, liebeich und gütig ist und von allen gern gehört wird.“

Das erste Wort, das mein Leben formte, hieß: Häßlichkeit, das zweite: Leiden, das dritte wird heißen: Helfen.

Ich entstand nicht aus mir allein, sondern aus ganzen Völkern und will ich mein Leben recht erfüllen, so hab' ich an ganze Völker zu denken, wie ich ihnen helfe. Ich hatte meine Leiden, die klein waren, und ich blieb klein. Ich denke an das große gewaltige Leid eines Volkes und werde groß und gewaltig. Wer mächtig, riesenhaft werden will, nehme die Leiden aller Welten auf sich. O, Menschen, warum bleibt ihr so gerne klein?

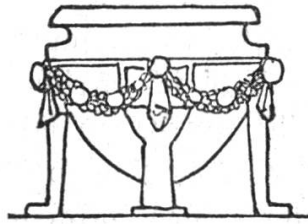
Immer mehr werden die Menschen leiden. Redet davon, wie das Leiden göttlich macht. O, wißt ihr es nicht: Jeder Leidende, jeder Kranke, jeder Sterbende kann ein Messias werden? Viele töteten sich selbst, ohne dies gehört, gewußt zu haben. Sie hätten es nie getan.

Glück hätten sie über die Welt gestreut. — In alle Lande muß man es jauchzen.

Blehen müssen wir, daß wir großes Unglück finden, es auf uns nehmen und helfend stark, groß werden.

Blehen müssen wir um Häßliche, um Krüppel, um Kranke, um Kretine, um diese unsere besten Erzieher, um Schmerzen, um Kriege, um Martyrien.

Und den Elenden, den Idioten, den Unheilbaren rufen wir zu: Heil euch und Ehrfurcht und Dank. Ihr habt uns groß und gütig gemacht.“



Schillers „Braut von Messina“ im Amphitheater von Bondoniffa.

Von Dr. S. Blattner.



Als auf Grund zahlreich erlassener Einladungen zu einer ersten allgemeinen Sprechprobe der verschiedenen Chöre aus Aarau, Lenzburg, Baden, Wettingen und Brugg in den letzten Maitagen die Kunde ging, am 2. Juni werde im römischen Schaurund zu Windisch, seit vielen Jahrhunderten zum ersten Male wieder, eine erwartungsvoll gespannte Menge sich Stelldichein geben, da meinte ein moderner Mensch zu einem werbenden Brugger: „Geben Sie sich weiter keine Mühe! Mich schleppen Sie nicht als Schillerkämpfer in die Arena, und wenn Sie mir durch Herrn Rudolf Lorenz höchstselber noch eine Spezialvorlesung halten ließen über das künstlerische Verdienst einer großartigen Inszenierung von Friedrich Schillers vielumstrittenem dramatischen Chorlied! Den Vater des großen Gedankens in allen Ehren und Preis seiner schönen Vortragskunst, die das Haupt der Aarauer literarischen Gesellschaft, die führenden Lenzburger und in ihrem Gefolge, wie es scheint, alle literarischen Gemüter des Aargaus berückt hat, aber über das Demokratische in der Kunst kann man einmal geteilter Ansicht sein. Mir bleiben die Töne der Begeisterung in der Kehle stecken, wenn mir ein paar hundert Mitsprecher zur Seite stehen. Immerhin habe ich für ein mutiges Unterfangen einen guten